Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 18

Artikel: Das Liebespfand aus der Kécskemeter Heide
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668936

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schönheit unserer heimatlichen Berge

In unserer prächtigen Alpenwelt sammelten unzählige Menschen die erhebendsten Eindrücke ihres Lebens. Wie eine feste, trotzige Burg ragen die ewigen Berge über die Niederungen des Landes hinaus. Tausende und aber Tausende könnten erzählen von Bergfahrten und Passwanderungen, die sie zeitlebens nie mehr vergessen.

Die Lieblichkeit weltferner, stiller Seitentäler mit wirklich sehenden Augen zu durchwandern, die Donnerstimme der Berge in der herabrollenden Lawine vernehmen und den Sieg des jungen Tages über die finstere Nacht auf kühnen Hochgipfeln zu erleben, ist ein Glück auf Erden, von welchem sich die Menschen, die es nie erleben durften, schwer eine Vorstellung machen können. Ja, es gibt Menschen, die vom Zauber der Berge so erfasst worden sind, dass sie alles verlassen, um auf irgendeiner abgelegenen Alp, hoch über den Niederungen der Täler, ein kärgliches Leben zu führen.

Hoch oben, die Welt zu unsern Füssen, lässt es sich erst so richtig überdenken, wie klein die Menschen sind, wie gross aber auch das Glück, das uns ein gütiges Geschick in den Schoss warf, als es uns den Ruf der Berge in unserm Innern vernehmen liess, und uns die Gnade schenkte, ihm folgen zu können. Das Bergerlebnis ist nicht ein Glück des Augenblicks, das so rasch zerfliesst, wie es gekommen ist. So ist es mir im Laufe vieler Jahre ergangen, und die Eindrücke und Erlebnisse, die unterwegs an mich herantraten, zählen zu den schönsten meines Daseins.

In Gedanken weile ich im Engadin mit seinem stahlblauen Himmel oder in der Zauberwelt des Bergells mit seinen Grattürmen und weissen Firnen! Dann wieder erinnere ich mich des sonnigen Wallis mit den herrlichen Alpentälern und seinen uralten, heiligen Volkssitten und Kirchenbräuchen. Auch dir, schönes Berner Oberland, mit deinen blauen Seen, sonnigen Alpweiden und deinem Hochgebirgszauber, gilt mein Gruss! Und wie eine mächtige, schützende Burg erhebt sich im Herzen unserer Heimat das mächtige Gotthardmassiv, gleichsam ein trutziger Wächter der Freiheit! Endlich möchte ich dich, mein liebes Appenzellerländli, nicht vergessen mit deinen anmutigen Höhen und dem starken Bergmassiv des Alpsteins!

Auf meinen zahlreichen Wanderungen und Bergfahrten begegneten mir viele liebe und prächtige Menschen vom alten Schlage. Ich denke an stämmige Aelpler, an leutselige Pfarrherren und Lehrer, die ja an vielen Orten vor allem stille Hüter uralten Volksgutes sein dürfen. Mit tiefer Ehrfurcht wohnte ich malerischen Prozessionen im Wallis oder im Bündner Oberland bei, nahm an Alpsegnungen teil, hörte an stillen Sommerabenden den Gebetsruf der Sennen und die melancholischen Töne des Alphorns.

Wie eindringlichen Zeugen einer ewigen Heimat grüssen uns in den entzückenden Bergdörfchen die einfachen weissen Kirchlein und Kapellen.

Die Alpenwelt ist ein grosser Garten Gottes. Allen, die das Glück haben, längst ersehnte Bergfahrten zu unternehmen, entbiete ich ein recht frohes Bergheil!

Adolf Däster, Aarau

Das Liebespfand aus der Kécskemeter Heide

Von Maria Dutli-Rutishauser

Die Rosen blühten auf der Margareten-Insel zu Budapest. In endlos langen Hecken standen sie, umgaben die weissen Wege und schauten auf die Wasser der Donau hinaus, die langsam vorbeizogen.

Still lag die Insel. Es brütete die Sonne heiss auf die Stadt, dass kaum eines sich hinauswagte. Die elegante Welt war in den Bädern, und so gab es wenig Leute, die die Rosenpracht erschauten an jenem heissen Sommernachmittage.

«Was könnte wohl los sein bei dieser Hitze?» fragten sich die Leute, seufzten und setzten sich in die Schenken vor ihren Tokayer.

Aber draussen, wo die Rosen dufteten und die Stille um die alten Bäume der Insel wob, ging doch das Leben seinen Gang. Auf einer Bank sassen die

zwei, Miklos, der Geigenspieler, und sein Mädchen, die schwarze Janka. Nicht zum Vergnügen waren sie da herausgekommen — nein. Miklos hätte bei dieser Hitze einen angenehmeren Ort gewusst, sich zu erholen. Doch ein kleines Brieflein mit den paar armen Worten seiner Janka hatte ihn gerufen: «Wenn du mich noch lieb hast, dann komm heute zur Insel! Deine Janka!» Und er war gegangen, denn wenn sie hier in Budapest war — mein Gott, so musste doch etwas Besonderes passiert sein, umsonst kam sie nicht von der Késcemeter Heide in die Stadt. Ob er sie noch lieb hatte? Das wollte er sich nicht fragen. Es lag doch so unendlich viel zwischen der Zeit, da er noch selber daheim im Heidedorf gelebt hatte, seit er die kleine schwarze Janka geliebt und geküsst hatte.

Wohl, er hatte ihr versprochen, sie zu seinem Weibe zu machen, damals, als er nach Budapest zog, um der Einsamkeit des Dorfes zu entgehen. Ganz fest war er entschlossen gewesen, die Janka zu rufen, wenn er Arbeit gefunden hatte. Ja — Arbeit hatte er nun schon lange, und er könnte wohl heiraten. Doch recht im Ernst hatte er noch nicht daran gedacht. Es gab da in Budapest andere Menschen, die ihn das schwarze Mädchen fast vergessen machten. Er blickte Abend für Abend in lockende, tiefe Augen schöner Frauen, wenn er im «Kasino» oder im «St. Gellert» die erste Geige spielte. Anfangs war es ihm lästig — er fand, Janka in ihrer stillen, scheuen Art sei ihm lieber als das kokette Wesen dieser Damen. Doch bald behagte ihm das Laute, Rauschende in seinem neuen Leben, und er lächelte mitleidig, wenn er Janka gedachte. Nein, die wusste zu wenig vom Leben, und von der Liebe — die passte zu den Bauern der Késcemeter Heide, nicht zum Primas der grossen Kapelle!

Und nun sass er dennoch neben ihr! Das Wiedersehen mit Janka hatte ihn nicht sonderlich berührt. Sie war so still und scheu wie vor den paar Jahren, in denen er sie nicht mehr gesehen hatte. Sie sprach nicht viel — nur die Augen, schien es Miklos, schauten noch tiefer, ja, es kam ihm vor, sie blicke ihm auf den Grund des Herzens, das treulos an ihr geworden war. Unbehaglich war es ihm, es war doch nicht so leicht, von einem einfachen Bauernmädchen wegzukommen.

«Was wolltest du eigentlich in der Stadt, Janka?» fragte er in die Stille hinein. Er sah dabei nebenaus nach den glutroten Rosen, denn er wusste, dass ihre Augen auf ihm ruhten.

«Zu dir, Miklos», sagte sie einfach, und hielt die Hände im Schoss gefaltet.

Wieder lastete die Stille und Hitze des Nachmittags zwischen ihnen. Miklos ärgerte sich, dass ihm nichts einfiel — er hätte Janka nun sagen sollen, dass das mit der Liebe und dem Heiraten nicht so leicht sei, dass er überhaupt — —. Aber nein, das konnte er vor diesen tiefen traurigen Augen doch nicht sagen.

«Janka, willst du ein wenig in die Stadt mitkommen?» fragte er.

Da lösten sich ihre Hände, und sie legte ihre Rechte auf seine Schulter. Nun musste er sie doch ansehen.

«Miklos, nein, in die Stadt will ich nicht, du kannst es mir da draussen ja auch sagen, dass du mich nicht mehr lieb hast. Ich muss dir nur das noch geben, dann geh' ich wieder heim.»

Janka nestelte aus dem Tuche neben ihr ein kleines, vertrocknetes Sträusschen und reichte es Miklos hin. Dabei sah er, wie ihre Augen voll Tränen waren. Seine Hand hielt die paar dürren Aehren und die Kornblumen, die mit einem blauen Bande umwunden waren. Und dann hörte er neben sich Jankas leise Stimme erzählen — so leise, als kämen die Worte weit her aus der Ferne der Késcemeter Heide: «Ein Abend im Sommer war es, und Korn und Früchte standen in der Reife. Der Mohn blühte und die blauen Kornblumen. Da sind wir zusammen den schmalen Weg durch die Weiten des Ackerlandes gegangen, hinaus an den grossen Brunnen, um den die Akazien stehen. Du hattest deine Geige mit, Miklos — verstohlen, weil dein Vater schalt, wenn du spieltest. Ich aber habe deinem kleinen Liede gelauscht und ahnte nicht, dass deine Geige mir einst das Glück verspielen würde. An jenem Abend hast du mich geküsst unter den Akazien und hast mir versprochen, ich würde dein Weib werden. Zum Pfand gabst du mir, was die Heide bot: Korn und Blumen! Du nahmst das kleine Band aus meinem Haar, Miklos, und bandest das Pfand. Hier ist es, Miklos — ich habe es dir bringen wollen, dass du ganz frei seiest!»

Janka sprach nicht mehr. Sie wartete ein wenig, ob er antworten würde. Als er schwieg, schaute sie noch einmal mit einem langen, traurigen Blick auf ihn und ging dann still den weissen Weg zwischen blutroten Rosen von ihm weg. So hatte sie also Miklos verloren!

Miklos aber sass und lauschte noch immer. Er hörte den Abendwind über die Aecker streichen,

hörte, wie, gleich Wellen auf dem See, das Korn sich wiegte, hoch und schwer. Er hörte noch den Sang der Vögel in den Akazien und das regelmässige, leise Tropfen des Wassers im tiefen Brunnen. Seine Hände hielten krampfhaft das kleine, dürre Sträusslein, und seine Augen starrten darauf, als sei es ein Gruss aus ferner Welt. Und in seiner Seele, die ob der Lautheit des Lebens taub geworden war, fielen die Töne jener Heimat, die weit weg war, und doch so nahe, dass er Sichelsang und Herdenglocken zu vernehmen glaubte. Da rang sich aus seiner Brust ein Stöhnen, heiss und schwer. Die Liebe zu Heimat und Ackerland, zu stillen, einfachen, wahrhaftigen Menschen ohne Falsch und Trug war über ihn gekommen — die Sehnsucht nach Janka, die ihm wie der Hort der Ruhe und des Friedens schien nach langer Fahrt in fremden Landen.

Er fuhr hoch. Janka war nicht da! Die Angst überkam ihn. Jetzt, da er den Weg wusste, der heimführte, jetzt musste Janka mit ihm gehen!

Miklos lief durch die Gärten der Margareten-Insel. Er wusste nicht, wie lange Janka von ihm weg war, er hatte Zeit und Stunde vergessen. Wenn er sie nicht mehr fand, dann musste er allein den Weg gehen aus der Stadt in die ferne Heide. Und er wäre so gerne an Jankas Seite heimgekommen, an ihrer Hand.

Einmal kam auf sein Rufen: «Ja, Miklos!»

Da stürmte er der Stimme nach.

Janka stand bei den roten Rosen und brach eben einen Zweig davon, als Miklos sie in seine Arme nahm.

Sie schaute zu ihm auf — die Hoffnung stand in ihren Augen.

«Ich muss heim, Miklos», sagte sie befangen.

Da lachte er — zum erstenmal heute — und sprach: «Heim — Janka — ich komme mit, die Heimat hat nach mir gerufen!»

Das Mädchen fragte leise: «Die Heimat, Miklos?»

«Ja, und die Liebe, Janka!»

Er war wieder ganz wie früher — kein Städter und kein Geiger mehr, nur mehr der Sohn der Heide, ein Kind des Landes, das zwei traurige Augen und zwei Handvoll Aehren heimzogen.

Die Entstehung des Kuhreihens

Von Meinrad Lienert

In den Alpentälern der Schweiz ist das Jauchzen heimisch, denn wenn der einsame Senn auf seiner Alp zu jauchzen anhebt, ist er auf einmal nicht mehr allein. Soweit seine Jodler hingelangen mögen, kommt ihm von allen Flühen ein fröhliches Echo. Es ist gerade, als antworteten ihm allüberall aus Schlucht und Band die Stimmen der unsichtbaren Berggeister.

Es gibt aber in einigen Bergkantonen einen besonderen Jauchzergesang, der nur jenen Gegenden eigentümlich ist und der vor allem schön tönt. Das ist der Kuhreihen. Wer durch die himmelanstrebenden Berge des Berner Oberlandes und des Luzerner Entlebuchs und durch andere Alpentäler steigt, wird diese seltsamen Jodelgesänge mit Freuden vernehmen. Einer der schönsten Kuhreihen aber ist der Kuhreihen der Welschfreiburger, der «Ranz de Vaches», mit seinem schwermütigen Lockruf: «Lioba, Lioba!»

Einst wusste man auf den Schweizeralpen nichts von Kuhreihen. Da sömmerte denn einmal ein Berner Senn namens Res sein Vieh auf der Bahlisalm im Hasli. Als er nun eines Abends seine Kühe gemolken hatte und sie wieder in die Weiden hinausziehen liess, schaute er noch eine Weile, den überschäumenden Milcheimer in der Hand, nach den Schneebergen, die eben das Alpenglühen mit rosenfarbenen Schleiern überzog. Dann rief er seiner Liebsten nach der Seealp den Alpsegen zu, schritt in die Hütte, trank im Milchkämmerlein noch ein Näpflein Milch und stieg danach auf die offenen Nistern, wo er sich ins Wildiheu legte und sogleich einschlief.

Aber mitten in der Nacht weckte ihn das Aufschlagen der Hüttentüre und ein seltsames Knistern und Knattern im Herd. Verwundert richtete er sich auf seinem Heulager auf, und nun sah er zu seinem Erstaunen unten in der Hütte drei fremde Männer, die eben den grossen Kessel zum Käsen über das aufflackernde Feuerlein der Wellgrub rückten.

Erst wollte er auffahren und fragen, was es denn da mitten in der Nacht gebe. Als er jedoch den